

Arne Dahl

Totenmesse

Kriminalroman

Aus dem Schwedischen
von Wolfgang Butt

Piper Nordiska

4

Staffagefigur. Ein seltsames Wort.

Es kommt aus dem Deutschen und wurde in der Mitte des 19. Jahrhunderts ins Schwedische übernommen. Es bezog sich damals auf etwas sehr Spezifisches, nämlich auf die Barockmalerei. ›Staffage‹ sind kleinere Nebenfiguren in einem Landschaftsbild, die die künstlerische Darstellung beleben sollen.

Am Ende des 19. Jahrhunderts wurde das Wort ›Staffagefigur‹ von ›Staffage‹ losgelöst und in übertragener Bedeutung für eine Person benutzt, die – in welchem Zusammenhang auch immer – eine untergeordnete Rolle spielt.

Das Wort hatte sich in ihr festgesetzt, sie hatte das Gefühl, zur Existenz einer Staffagefigur verdammt zu sein.

Aber Cilla Hjelm hatte es satt, sie hatte es gründlich satt, eine Nebenfigur zu sein, untergeordnet, ohne eigene Persönlichkeit.

Es hatte irgendwann in der Zeit begonnen, als die Kinder geboren wurden, Danne und Tova, vor fast zwanzig Jahren. Eine Art von Selbstverleugnung. Alle außer ihr im Mittelpunkt. Als ihr Mann Paul bei der Polizei Karriere machte und sie versuchte, verlorenen Boden zurückzugewinnen und der Mensch zu werden, der sie im Innersten war, musste etwas schiefgelaufen sein. Sie hatte versucht, wieder die zu werden, die sie vor zwanzig Jahren gewesen war, und das war natürlich unmöglich. Es kam zu einem Konflikt, dessen Ergebnis eine große existenzielle Verwirrung war.

Eines wusste sie auf jeden Fall: Von jetzt an würden sie selbst und ihre Wünsche im Mittelpunkt stehen. Nur was waren ihre Wünsche? Die Entfremdung zwischen ihr und Paul wurde immer größer. Er war so aufdringlich in seinem

Wunsch nach Intimität, sie fühlte sich bedrängt, er ließ ihr keinen Raum zum Atmen. Schließlich bekam sie keine Luft mehr. Kontakte zu anderen Menschen wurden wichtiger als der zum Ehemann, und um etwas rekonstruieren zu können, musste sie alles verwerfen, was irgendwie Pauls Sphäre zugerechnet werden konnte. Und die Sexualität gehörte zu seiner Sphäre. Sie musste sich verweigern, um sich nicht ganz zu verlieren.

Paul Hjelm kam mit dem ihm aufgezwungenen Zölibat nicht zurecht. Plötzlich war er einfach verschwunden, hatte seine Siebensachen gepackt und war gegangen.

In der Tiefe ihres Herzens fühlte sie sich verraten.

Fast ein Jahr war inzwischen vergangen.

Ganz schuldlos war sie selbst wohl auch nicht.

Das war eine neue und nicht ungeteilt angenehme Einsicht.

Es war einfacher, wenn er an allem schuld war.

Cilla Hjelm hatte eine neue Arbeit gefunden und war jetzt Abteilungsleiterin in einer Klinik für plastische Chirurgie im Sophiahäim im Stockholmer Stadtteil Östermalm. Ein ruhigerer Job – denn war sie nicht einfach *ausgebrannt* gewesen?

Sie hatte die Ambulanz und die ständigen Überstunden hinter sich gelassen, ihr Lohn war höher, das Tempo ruhiger, die Stimmung angenehmer – aber war sie zuvor wenigstens ein kleines bisschen Florence Nightingale gewesen, mit einem hauchzarten Anstrich von Idealismus, so war sie jetzt eine krasse Realistin.

Entwicklung? Na ja. Zumindest Überleben.

Es war Donnerstagvormittag, und sie schlenderte auf dem Weg zur Arbeit die Skeppargata hinauf. Es war einer ihrer beiden späten Arbeitstage; sie arbeitete Teilzeit und kam gut damit zurecht. Auf dem Weg vom U-Bahn-Aufgang am Östermalmstorg zum Sophiahäim am Valhallaväg wollte sie noch in die Bank und die Reste einiger abstürzender Fonds retten. Das Reihenhaus in Norsborg war bezahlt,

ihre Lebenshaltungskosten waren niedrig. Sie hatte es nicht über sich gebracht, den Kontakt zum anderen Geschlecht wieder herzustellen. Sie fragte sich, ob sie je wieder Lust auf Sex haben würde.

Aber sie hatte ja Tova. Zumindest manchmal. Und morgen hatte sie Geburtstag, die Kleine. Achtzehn. Volljährig. Die meisten Teenagerkrisen waren überstanden. Cilla drückte das blaue Paket an sich. Gewagt, einer Achtzehnjährigen ein Kleid zu kaufen. Ein leichtes, dünnes Sommerkleid. Tova entwickelte sich zu einer richtig gut aussehenden Frau, das musste die Mutter einräumen, und gerade deshalb mussten die Ambitionen, ständig in die Welt hinauszuziehen, gebremst werden. Da war Paul wie üblich viel zu tolerant.

Paul, ja, Paul ...

Hätten wir unsere Verschiedenheiten nicht *für* uns statt *gegen* uns sprechen lassen können? All die bitteren Worte. Die verbalen Misshandlungen. Seine wohlgesetzten Bosheiten.

Und all ihre Neins ... *Nein* als Lösung für alles. *Nein* als das Passwort der Identität.

Sie bog aus der Skeppargata in den Karlaväg ein, betrat die Bankfiliale und zog eine Nummer. Fünf waren vor ihr. Es würde nicht länger als zehn Minuten dauern, eine Viertelstunde, wenn es hoch kam. Zwei geöffnete Schalter. Und tatsächlich saßen fünf Personen auf den Sofas der gediegenen klimatisierten Östermalmsbank. Es fehlte nur noch ein wenig dezente Stimmungsmusik.

Wie in der Abteilung für plastische Chirurgie.

Ihre Gedanken machten sich selbstständig. Warum? Weil ihre Tochter morgen volljährig wurde? Weil es gewissermaßen *ihr letzter Tag als Mutter* war?

Aber war das nicht ausschließlich ihr eigener Fehler? Sie hatte Paul zum Sündenbock erkoren, hatte beschlossen, alles Ungute in ihrem Leben ihm anzulasten. Sie wollte nichts als arbeiten, schlafen und mit Freundinnen verkehren, die

besser lebten als sie selbst und an deren Leben sie Anteil nehmen konnte.

Alle anderen hatten es sowieso besser.

Die roten Leuchtdioden blätterten zur nächsten Nummer vor, jetzt warteten nur noch vier auf den Sofas, und zwei standen an den Schaltern und ließen sich viel Zeit.

Sie dachte an Pauls affektierte Argumentation. Was passiert mit der weiblichen Sexualität, wenn die Frau beschließt, keine Kinder mehr zu bekommen? Sie – ermüdet.

Wenn das Geheimnisvolle verschwunden ist, ermüdet die Frau. Und wenn die Kinder geboren sind, auch. Die weibliche Sexualität existiert nur angesichts des Unbekannten. Unbekannter Mann, unbekannte Kinder. Sie hatte das natürlich abgestritten. Männlicher Chauvinismus, ganz einfach.

Seine Worte: »Ich kenne keine einzige länger andauernde Beziehung, in der der Mann nicht irgendwann sexuell frustriert gewesen ist.«

Es war ein Geschlechterkrieg.

Aber im Nachhinein musste sie sich eingestehen, dass sie ihre eigene Sexualität nicht richtig verstand. Es war so unglaublich kompliziert. Jede Erfahrung war wie ein Strang in einem Netz aus Hindernissen, Kindheit, Pubertät, Erwachsensein, Elternschaft. Für ihn war es so verdammt einfach. Er wurde geil, ganz klar.

Sigmund Freud widmete Jahrzehnte dem Bemühen, die weibliche Sexualität zu verstehen. Gegen Ende seines Lebens entrang sich ihm in einem Gespräch mit Marie Bonaparte die Frage: »Was will das Weib?« Er hatte nichts verstanden.

Aber er war ja auch ein alter Chauvi.

Cilla griff nach ihrem Handy. Es war das denkbar jüngste Modell, komplett mit Kamera und Zoom. Sie blätterte im Adressbuch und stieß auf Paul. Wie durch Zufall. Seine Nummer bei der Arbeit, die neue Nummer bei der Sektion für Interne Ermittlungen; die Nummer seiner Wohnung auf Messer-Söder; ein Diensthandy und ein privates Handy.

Warum hatte sie vier Nummern von ihrem Exmann?

Und warum trug sie immer noch den Nachnamen Hjelm?

Es machte wieder Pling im Schalterraum. Noch drei Personen vor ihr.

Auf ihrem Handy, oberhalb von Paul Hjelm's Diensthändynummer, zeigte die Uhr 10.39. Nein, sie sprang gerade um.

Auf 10.40 Uhr.

Was dann geschah, wollte nicht in sie hinein. Es kam ihr die ganze Zeit nicht wirklich vor.

Die zwei maskierten Männer. Die harten Worte auf Englisch. Die Tatsache, dass sie auf den Marmorfußboden gepresst dalag. Die Plastikpakete, die an die Wände geklebt wurden. Das Brüllen der Maschinenpistolen. Das zersplitterte Glas.

Aha, fuhr es ihr durch den Kopf. Deshalb waren die Gedanken so schnell abgerollt. Weil ich sterben soll.

Und Cilla Hjelm war keine Staffagefigur mehr.

In der Kampfleitzentrale stand ein Fernseher. Natürlich sollte dort kein Fernseher stehen. Der kleine Sitzungsraum, in dem die Spezialeinheit für Gewaltverbrechen von internationalem Charakter bei der Reichskriminalpolizei, besser bekannt unter dem Namen A-Gruppe, ihre Besprechungen abhielt, war kein Ort, an dem man fernsah.

Aber jetzt guckten alle.

Allerdings waren die Umstände außergewöhnlich.

Es war Krieg in der Welt.

Wieder einmal.

Am Dienstag, dem 18. März, hatte der Präsident der USA, George W. Bush, dem Diktator des Iraks, Saddam Hussein, ein Ultimatum gestellt. Saddam und seine Söhne hatten 48 Stunden Zeit, den Irak zu verlassen – andernfalls wartete Krieg. Bush behauptete, es bestünden keine Zweifel daran, dass der Irak noch immer über Massenvernichtungswaffen verfüge und dass der Irak Terroristen unterstützt, ausgebildet und geschützt habe. Die USA hatten während mehrmonatiger Vorbereitungen 235 000 Soldaten um den Irak zusammengezogen, Großbritannien 45 000 und Australien 2 000. Dutzende Kriegsschiffe und fast 600 Kampfflugzeuge befanden sich vor Ort.

Die 48 Stunden waren verstrichen. Bomben waren gefallen. Jetzt. Heute Morgen. Es war Donnerstag, der 20. März. Kurz vor dem Morgengrauen waren über Satellit gesteuerte Bomben auf eine Fernsehstation, ein Zollgebäude und andere öffentliche Gebäude in einem südlichen Vorort von Bagdad abgeschossen worden. Der Präsident verkündete im Fernsehen, dass dies der Auftakt zur ›Operation Iraqi Freedom‹ sei. Präsident George W. Bush, die merkwürdigs-

te Lebensform, die es der amerikanischen Demokratie bisher hervorzubringen gelungen war.

»Operation Iraqi Freedom«, wiederholte Arto Söderstedt sachlich, also in einem an diesem Ort häufig vorkommenden Tonfall, ein Erbe des pensionierten Chefs Jan-Olov Hultin.

Das waren die einzigen Worte, die im Laufe einer halben Stunde geäußert worden waren.

»Stellt euch vor, es ist so«, sagte eine Stimme, die in letzter Zeit eine Verwandlung durchgemacht hatte. Jon Anderson, das jüngste Mitglied der A-Gruppe, beteiligte sich inzwischen lebhaft an allen Diskussionen. Wenn er sie nicht selbst anstieß. Vor einem knappen Jahr war er, nach Atem ringend und mit mehreren Messerstichen im Körper, dem Tod nahe gewesen, und das in Poznan in Polen. Damals war etwas geschehen – es war eine brutale, aber für ihn notwendige Art des Coming-out gewesen. Jetzt war er offen homosexuell und zu seiner unverhohlenen Verblüffung keinerlei Repressalien ausgesetzt gewesen. Abgesehen von seiner Mutter in Uppsala, die nicht aufhören wollte zu weinen. Überraschenderweise hatte sein grundreaktionärer Vater die Nachricht besser aufgenommen. Vielleicht kam das Erbe ganz einfach von seiner Seite.

Söderstedt blinzelte Anderson an und sagte: »Stellt euch vor, es ist was?«

»Stellt euch vor, es bringt dem Irak die Freiheit«, sagte Jon Anderson.

Söderstedt zuckte die Schultern. »Bush ist ein waschechter Ölpräsident«, sagte er schleppend. »In den Händen texanischer Ölmilliardäre. Sie wissen, dass die Ölvorkommen auf der Welt noch höchstens fünfzig Jahre reichen, und sie wissen auch, dass alles restliche Öl schon weit früher in muslimischen Händen sein wird. Jetzt geht es darum, in möglichst vielen muslimischen Ländern Marionettenregime zu schaffen. Egal, mit welchen Mitteln. Vielleicht erinnert ihr euch

an das, was ich vor ein paar Jahren hierüber gesagt habe, als die A-Gruppe noch jung war ...«

»Diese Haltung wird zu einer Verteidigung für Unterdrückungsregime«, sagte Anderson. »Kein irakischer Schwuler, der jetzt nicht jubeln würde.«

»Vielleicht auch die eine oder andere Frau«, sagte Lena Lindberg, der jüngste Zuwachs der A-Gruppe.

»Ich frage mich, ob die Unterdrückung der Frau unter Saddam wirklich schlimmer ist als die, die im Krieg entsteht«, sagte Sara Svenhagen neben ihr.

Selbst natürlich neutral, blickte Kriminalkommissarin Kerstin Holm, Chefin der A-Gruppe, über das Auditorium und versuchte sich ein Bild über die Verteilung von Kriegsgegnern und Kriegsfürsprechern zu machen. Arto Söderstedt war eindeutig Kriegsgegner, Sara Svenhagen ebenso. Jon Anderson und Lena Lindberg waren relativ klare Fürsprecher. Und Viggo Norlander? Vermutlich Fürsprecher. Und Jorge Chavez? Wahrscheinlich Kriegsgegner, und sei es nur seiner Frau Sara zuliebe. Und was war mit Gunnar Nyberg? Politisch schwer einzuschätzen und noch dazu abwesend – auf einem ausgedehnten Urlaub am Mittelmeer, um in Griechenland und Italien nach einem Haus zu suchen. Hoffentlich nicht zu nah an Bagdad. Der aufgesparte Urlaub vieler Jahre.

Kerstin Holm hatte ihn schon nach den ersten zehn Minuten vermisst. Ungünstige Zeit, um einen langen Urlaub zu nehmen. März. Der grausamste Monat. Oder war es der April?

Andererseits war das Mittelmeer jetzt am schönsten.

Vielleicht spürte sie eher Neid als den Verlust ...

Sie schob sich heimlich eine Portion Kautabak unter die Oberlippe und betrachtete ihr Rudel mit dem scharfen Blick des Leitwolfs, wenngleich mittlerweile eine Spur kurzichtig. Wie war eigentlich die Lage bei der Spezialeinheit für Gewaltverbrechen von internationalem Charakter? Stabil,

aber mehr auch nicht. Dass Jon Anderson aufgeblüht war, gab ihr zu besonderer Freude Anlass. Und dass aus Anderson und Chavez in Nybergs Abwesenheit ein gut funktionierendes Team geworden war. Jorge war nach dem Vaterchaftsurlaub mit ungebrochener Energie zurückgekommen – allerdings auch gezeichnet von den persönlichen Komplikationen des letzten Falls. Seinen E-Bass hatte er weggepackt. Nie wieder ›The Police‹ war alles, was er jemals zu der Angelegenheit geäußert hatte. Seine Tochter Isabel hatte jetzt einen Platz im Tagesheim, und ihre Mutter Sara Svenhagen hatte mit Lena Lindberg die Hoffnungen auf ein kompetentes weibliches Duo eingelöst, das den alten Füchsen Söderstedt-Norlander weder in puncto Cleverness noch in puncto Härte nachstand. Während eines kürzlich abgeschlossenen Falles mit zwei nordfinnischen Zuhältern, die baltische Prostituierte für mörderische Sexualrituale verkauften, hatte die dem äußeren Anschein nach süße Lena Lindberg derartig gewalttätige Tendenzen an den Tag gelegt, dass der König der Internermittler Paul Hjelm seine alten A-Gruppen-Korridore wieder einmal besuchte und dort herumschnüffelte. Als er hörte, worin die Rituale bestanden, legte er – nach einem längeren Gespräch mit Lena unter vier Augen, über das Stillschweigen bewahrt wurde – den Fall unverzüglich zu den Akten. Trotz der Geheimniskrämerei sah Kerstin Holm ein bisschen klarer, was Lena Lindberg während ihrer zehn Jahre bei der Einsatztruppe der City-Polizei getrieben hatte.

Tatsache war, dass der letzte große Fall während des vergangenen Mittsommerfests bei beiden Neulingen deutliche Spuren hinterlassen hatte. Beide waren zu Opfern gewaltsamer Angriffe geworden, Jon Anderson war niedergestochen und Lena Lindberg außer Gefecht gesetzt worden, wenn auch nur mit Schlafmittel. Beide waren ihren Trieben gefolgt, und beide hatten sich verändert. Andersons Veränderung war von der positiven Art, aber Lenas war schwerwiegen-

der. Sie war von einem Mann, dem sie ihr Vertrauen und fast ihre Liebe geschenkt hatte, grob getäuscht worden – und sie war verbittert. Ihre gewalttätige Neigung wuchs.

Zumindest Männern gegenüber.

Und Gunnar Nyberg war ein Risiko eingegangen. Das war das Tragische in diesem Zusammenhang. Der große Fall vom Mittsommer letzten Jahres hatte bei allen Spuren hinterlassen, doch was Nyberg betraf, schien sein Interesse an polizeilicher Arbeit erloschen zu sein. Er sprach von vorzeitiger Pensionierung und plante mit seiner Ludmila tatsächlich ein Leben am Mittelmeer.

Wenn sie sich einigen konnten, wo dort ...

Erst jetzt spürte Kerstin Holm ihre Rückenschmerzen. Sie saß vorn an dem alten Katheder, verdreht wie ein Scheuerlappen, um das Fernsehbild sehen zu können. Es gab zwei Lösungen des Problems: 1.) Sie konnte das Fernsehen abbrechen und die verspätete Morgenbesprechung beginnen. 2.) Sie konnte zwischen den Untergebenen Platz nehmen und mit geradem Rücken weitergucken.

Sie wählte: 3.) Sitzen bleiben und sich quälen.

Die laufenden Fälle waren nicht dringlich genug, um Bushs ständig wiederholte Tiraden zu unterbrechen.

Der Fall der nordfinnischen Zuhälter mit den mörderischen Sexualritualen war abgeschlossen, für einen von ihnen endete er im Rollstuhl, und von den übrigen Fällen – einer Blutfehde zwischen zwei italienischen Kneipenwirten auf Kungsholmen, einer traditionellen rassistischen Körperverletzung auf Söder und einer U-Bahn-Schlägerei zwischen Jugendbanden unterschiedlicher ethnischer Herkunft – war nur graue Alltagsroutine zu erledigen. Sie konnte sich nicht vom Fleck bewegen. Sie warf einen Blick auf die Gruppe, die sich zu Paaren angeordnet hatte – Jon und Jorge, Sara und Lena, Arto und Viggo –, wie in einem Kindergottesdienst in den Fünfzigerjahren. Mit der gleichen nach vorn gerichteten Aufmerksamkeit.

Die aber nicht ihr galt.

Also war Punkt 3 angesagt.

Ein paar Sekunden lang. Dann geschah Folgendes: 4.) Das Telefon klingelte.

Das Telefon in der sogenannten Kampfleitzentrale klingelte höchst selten. Zweimal war es vorgekommen, seit die A-Gruppe existierte, und beide Male war ein Mitglied der Gruppe dem Tod so nah gewesen, wie man ihm nur kommen kann. Zuerst Viggo Norlander in Tallinn, dann Jon Anderson in Poznan.

Kriminalkommissarin Kerstin Holm nahm den Hörer ab. Sie schloss die Augen, als sie sich meldete.

In dem gespannten Schweigen erklang Präsident Bushs wohlpräparierte Stimme: »Es ist zu spät für Saddam Hussein, er kann nicht an der Macht bleiben. Es ist nicht zu spät für das irakische Militär, ehrenvoll zu handeln und das Land zu schützen, indem es den friedlichen Einmarsch der Koalitionstruppen zulässt ... Zerstören Sie keine Ölquellen, eine Quelle des Wohlstands, die dem irakischen Volk gehört. Gehorchen Sie keinem Befehl, Massenvernichtungswaffen einzusetzen, gegen wen auch immer, das irakische Volk inbegriffen.«

Kerstin Holm sagte: »Ich verstehe.«

Das war alles. Sie saß noch einen Moment mit dem Hörer am Ohr da, und ihr Gesichtsausdruck verriet nichts.

Dann legte sie den Hörer auf, griff nach der Fernbedienung und stellte den Ton leise. Sie klopfte einige Male nachdrücklich aufs Katheder.

»War es nicht Gunnar?«, sagte Jorge Chavez atemlos.

Kerstin Holm betrachtete ihn und nickte.

Sie spürte sofort, dass es die falsche Geste war. Nicken war falsch. Sie meinte: »Genau, Jorge. Es war nicht Gunnar.« Aber es wurde falsch gedeutet. Eine Welle des Entsetzens ging durch den Raum.

Sie korrigierte sich schnell. »Nein. Nicht Gunnar. Vor

zwei Minuten ist die Bankfiliale am Karlaväg überfallen worden. Zwei maskierte Räuber haben sich in der Bank verbarrikadiert und sie mit Sprengstoff gefüllt. Sie haben neun Geiseln genommen. Wir unterstützen die Reichspolizeiführung und die Nationale Einsatztruppe. Ich übernehme mit dem Chef des Reichskrim, mit Mörner und noch ein paar anderen die Einsatzleitung. Wir begeben uns zu einem Sammelpunkt am Karlaväg.«

»Mörner?«, platzte Arto Söderstedt heraus. »Wahrhaftig!«

»Was heißt, mit Sprengstoff gefüllt?«, fragte Sara Svenhagen.

»Offenbar genug«, gab Kerstin Holm zurück, »um halb Östermalm in die Luft zu jagen.«

George W. Bush sprach weiter.

Aber es kam kein Wort aus seinem Mund.

6

Niklas Grundström war Chef der Sektion für Interne Ermittlungen. Er war jetzt seit einem guten Jahr Paul Hjelms Chef, Paul Hjelms einziger Chef.

»Nur damit du es weißt«, sagte er.

Das bedeutete immer viel, viel mehr. Beispielsweise: »Sei gefasst auf polizeiliche Fehlritte.« Oder: »Wir müssen jetzt jede Sekunde ausrücken.« Oder sogar: »Hoffentlich hast du dir am Wochenende nichts vorgenommen.«

»Die A-Gruppe also?«, fragte Paul Hjelm, der sich an seinem wohlproportionierten Schreibtisch im Polizeipräsidium auf Kungsholmen wohlfühlte.

Doch, wohlfühlte.

Unverschämt wohl, wie kleingeistige Missgunst es formulieren würde.

Nicht einmal die Tatsache, dass die A-Gruppe wieder einmal in etwas verwickelt war, was die Sektion für Interne Ermittlungen tangierte, konnte seinem Wohlbefinden Abbruch tun. Erst waren es seine Kontroversen und Konflikte mit dem besten Kumpel Jorge Chavez letztes Jahr zu Mittsommer gewesen. Dann, erst vor Kurzem, Lena Lindbergs ungewöhnlich grobe Misshandlung eines nordfinnischen Zuhälters. Die er, gegen alle Vernunft und gegen alle Gesetze, hatte unter den Tisch fallen lassen. Nach einem Gespräch.

»Nicht direkt«, sagte Niklas Grundström und beugte sich über Hjelms Schreibtisch.

Paul Hjelm betrachtete ihn. Diese blonde, gesunde, gepflegte Straffheit, die er einst verachtet hatte, für die er aber inzwischen großen, wenn auch distanzierten Respekt empfand. Sie trugen an einer unaufgearbeiteten gemeinsa-

men Vergangenheit, die wie das unreinste Eisenerz angereichert werden musste, um glänzen zu können. »Nicht direkt?«, fragte Paul Hjelm misstrauisch.

Grundström setzte sein kleines Grinsen auf und legte sich die Worte zurecht. Eines nach dem anderen, bis die Formulierung perfekt geschliffen war.

Grundström & Hjelm waren mittlerweile ein respektiertes – und zeitweilig gefürchtetes – Warenzeichen innerhalb der Polizei. Die ›Internabteilung‹, diese Schreckensbezeichnung, hatte einen ganz anderen Klang bekommen. Einerseits war die Gefahr für einen Polizisten, dass ihm Unrecht widerfuhr, stark vermindert worden, andererseits hatte die Gefahr, dass er rechtmäßig belangt wurde, erheblich zugenommen. Polizeiintendant Niklas Grundström war Chef der Gesamtsektion für Interne Ermittlungen, während Kommissar Paul Hjelm der Stockholmsektion vorstand.

Und Hjelm musste einräumen, dass sie sehr gut zusammenarbeiteten, mit wenigen Worten und ohne unnötige Diskussionen. Das Gegenteil von seiner früheren Zusammenarbeit mit Kerstin Holm und Jorge Chavez. Dort hatte es viele unnötige Diskussionen gegeben.

»In erster Linie ist es die NE«, sagte Grundström.

Niklas Grundström. Verheiratet mit Elsa, einer tief-schwarzen Frau aus Orsa, die am Moderna Museet für Pressearbeit zuständig war und ein singendes Dalarna-Schwedisch sprach. Und Vater eines ganzen Schwarms kleiner brauner Kinder. Hjelm hätte nicht sagen können, wie viele es eigentlich waren. Das ließ Rückschlüsse auf ihre Beziehung zu. Dachte er. Heiter.

»Was hat die A-Gruppe mit der Nationalen Einsatztruppe zu tun?«, fragte er.

Am schlimmsten war, dass Grundström sich mit Hjelm altem Boss Jan-Olov Hultin angefreundet hatte, dem Gründer der A-Gruppe. Hjelm traf ihn sehr selten draußen in

Norrviken in Sollentuna, nördlich von Stockholm. Doch Grundström war oft da. Und das Ehepaar Hultin war oft zu Besuch bei der Familie Grundström in der viel zu kleinen Wohnung in Fredhäll.

»Nicht das Geringste«, sagte Grundström. »Panik in der Einsatzleitung, würde ich tippen.«

Die beiden teilten das Misstrauen in die Polizeiführung. In der fast kein Polizist zu finden war.

»Waldemar Mörner«, sagte Paul Hjelm.

Er brachte Grundström inzwischen ziemlich oft zum Lachen. Vielleicht war das ein Schritt in die richtige Richtung. Und die erwähnte Wortkonstellation war ein bombensicherer Schlüssel zu Grundströms hellem Jungelachen.

So auch diesmal.

»Ich glaube, sie haben die A-Gruppe einfach hinzugezogen, damit sie für sie denkt«, sagte Grundström.

»Zum Sprengstoff«, sagte Hjelm.

»Sie haben eine Einsatzzentrale auf der anderen Seite von Karlavägen eingerichtet.«

»Mörner und Kerstin?«

»Nur damit du es weißt«, wiederholte Grundström und verschwand.

Wie er immer verschwand. Mit einem Augenzwinkern.

Hjelm stand auf und ging zu seiner Stereoanlage. Es fiel ihm schwer, sich daran zu gewöhnen, dass Stereoanlagen kaum noch sichtbar waren. Und sogar die Lautsprecher waren klein. Aber Klang hatten sie. Mozarts *Requiem*, wie immer in voller Lautstärke, woraufhin die ersten Male seine Sekretärin – er vergaß immer, dass er eine Sekretärin hatte – in Panik hereingestürzt war. Sogar die Fernbedienung hatte Miniformat. Er hielt sie jetzt so in der Hand, dass sie vollkommen unsichtbar war, und legte den Zeigefinger auf die Stoptaste. Er würde die Musik im Bruchteil einer Sekunde ausschalten können, falls jemand ins Zimmer stürmte. Es war keine gute Situation für eine Totenmesse.

Da halb Östermalm drauf und dran war, in die Luft gejagt zu werden.

Und der Irak in Flammen stand.

Das war das Zweischneidige an seiner neuen Lebenssituation. Von außen betrachtet war er ein einsamer Mensch. Seit der Scheidung hatte er ein paar kurze Liebschaften hinter sich, und im Grunde fehlte ihm der Wille, sich aufs Neue zu binden. Er fragte sich, warum. Allerdings fragte er sich das heiter. Er fühlte sich in letzter Zeit bemerkenswert oben auf – solange er nicht an seine frühere Frau dachte und an alles, was sich zwischen ihnen abgespielt hatte. Er wollte es einfach vergessen, aus seinem Bewusstsein streichen. Die Gewaltspirale in der Gesellschaft drehte sich weiter, die globale Gleichmacherei walzte weiter alles platt, die polizeiliche Arbeit wurde immer härter und die soziale Ausgrenzung immer rücksichtsloser. Aber nichts konnte ihn, der so leicht deprimiert war, in schlechte Stimmung versetzen. Außerdem wurde sein jüngstes Kind morgen volljährig. Klein-Tova.

Fühlte er sich also wohl als Geschiedener?

Eigentlich nicht. Natürlich fehlte ihm jemand an seiner Seite, jetzt, wo die Freiheit praktisch in Reichweite lag. Er vermisste die tägliche Berührung, aber er konnte es sich erlauben, zufrieden zu sein.

Das beste Verhältnis, eigentlich das einzig dauerhafte seit seiner Scheidung, hatte er mit Christina gehabt. Sie hatten sich um Mittsommer im vorigen Jahr getroffen und einen wunderbaren Sommer verlebt. Und ganz plötzlich hatte sie die Beziehung beendet. Sie sei nicht in der Lage, erklärte sie, sich nach ihrer Scheidung wieder zu binden, und so war auch er verlassen worden.

Das Gesicht, das er vor sich sehen wollte, war Christinas.

Das Gesicht, welches er sah, war Cillas.

Er würde es nie begreifen.

Er verschränkte die Hände im Nacken, lehnte sich zurück und ließ die Kraft des *Requiem*s den Raum erfüllen.

Das überirdische Dröhnen der Totenmesse.

Und mittendrin eine ganz kleine Störung.

Er hörte sie erst im Nachhinein, als hätte etwas Unbekanntes das vertraute Ganzheitserlebnis verändert. Zwei kleine Piepsignale. Er öffnete die oberste linke Schreibtischschublade. Da lag das Diensthandy. Normalerweise rief ihn dort nur Niklas Grundström an.

Er hatte eine SMS bekommen. Und nicht von Grundström, sondern von einer unbekanntenen Nummer. Er klickte die Nachricht aufs Display. Mozarts mächtiger Klangteppich hallte im Hintergrund.

Die Totenmesse.

Auf dem Display stand: ›Hilfe Geisel Cilla‹.

Er blickte auf die Nachricht. Es dauerte einen Moment, bis er sie verstand.

Dann brach seine Vergangenheit über ihm zusammen und begrub ihn.

Wie sehen wortlose Gedanken aus? Ein Geisteszustand ohne Sprache? Es war der Zustand, in dem sie jetzt eine Zeit lang gelebt hatte, es konnten ebenso gut zwei Tage sein wie zwei Minuten. Es war, als wäre die Sprache von drei kleinen Worten abgeschaltet worden.

Zuerst kam ›Hilfe‹. Es bedurfte großer Selbstüberwindung, das Wort überhaupt zu schreiben, für sie, die beschlossenen hatte, nie wieder Hilfe zu benötigen. Schon gar nicht von einem Mann. Und am allerallerwenigsten von ihrem Exmann.

Dann kam das Wort ›Geisel‹. Wie schnell die Einsicht da war. Die Maskierten waren noch nicht viele Sekunden im Bankgebäude, als sie sich ausmalte, was geschehen würde. Erniedrigung, Vergewaltigung, vielleicht das Stockholmsyndrom und lebenslange Traumata, vielleicht, dass sie in die Luft gesprengt oder erschossen oder langsam verblutend sterben würde. All das musste in dem kleinen, dem Anschein nach so harmlosen Wörtchen ›Geisel‹ zusammengefasst werden.

Und am Schluss schrieb sie ›Cilla‹. Merkwürdig, dass sie das Gefühl hatte, ihren Namen schreiben zu müssen. Die Einsicht, dass Paul ihre Handynummer nicht hatte – oder dass sie sogar aus seinem Bewusstsein gelöscht sein konnte.

Aber mit ihrem Namen starb die Sprache.

Sie lag zwischen den Kundensofas – das Gesicht an der Todeskälte des Marmorfußbodens, ein Bein in einem komischen Winkel wie festgefroren auf einem der Sofas. In dieser Lage trickste sie Buchstaben auf ihr Handy, stellte den Ton auf Null, schickte die SMS lautlos ab – und verlor die Sprache.

Es ist klar, dass sie etwas gedacht haben musste, als Glassplitter und Deckenteile auf sie herunterregneten, als es sich anfühlte, als hätten die Schusssalven die Trommelfelle in den Raum gerissen, als die Welt bebte. Es ist klar, dass ihre Gedanken strömten, als sie mit den Angestellten und den anderen Kunden zusammengepfercht wurde. Es ist klar, dass sie auf den unverkennbaren Gestank von Urin und Scheiße reagiert haben musste, als sie durch eine Art Flur und einen Büroraum in einen sterilen Raum mit einer Menge Schließfächer getrieben wurde.

Nur dass ihre Gedanken eben nicht aus Worten bestanden.

Machte das die Gedanken unklarer? Im Gegenteil, fand sie. Sie besaßen eine große Klarheit. Sie meinte die Prozesse zu erkennen – Argumente, Schlussfolgerungen, Entscheidungen, Überlegungen, Gefühle –, alles war da, aber wortlos. Es war sehr eigenartig. Als wäre es trotz allem nicht die Sprache, die uns zu Menschen machte.

Was ließ die Sprache zurückkehren? Sie wurde berührt, vielleicht war es das. Angefasst. Der größere der beiden Räuber kam und tastete ihren Körper ab, klinisch, gefühllos. Er nahm ihre Handtasche und das blaue Paket mit Tovas Geburtstagskleid und warf sie auf einen Haufen. Sein Atem war scharf, schwer, obwohl er durch die Maske gefiltert wurde. Dass sie in seinen Augen ein Gegenstand war, keine Frau, war beruhigend und beängstigend zugleich.

Und ihm entging ihr Handy. Sie hielt es in der erhobenen Hand, und er sah nicht in die Hand. Sie war zwar fest geschlossen und das Handy ziemlich klein, aber er hätte es sehen müssen. Sie wusste nicht, ob es ein gutes oder schlechtes Zeichen war – auf jeden Fall war es ein Zeichen. Ein Zeichen dafür, dass er kein Profi war. Und das war seltsam, denn alles wirkte professionell. Gut vorbereitet. Als er sie zu Boden drückte, bekam sie das Handy unter einen Schenkel. Das Erste, was sie dachte, als ihre Sprache zurückkehrte, war: die Prinzessin auf der Erbse.

Die Räuber hatten angefangen, die Eingangstür zu verbarrikadieren und Sprengladungen an den Wänden anzubringen. Anschließend sprayten sie schwarze Farbe auf die Fenster zum Karlaväg, holten weitere Schusswaffen aus einer Sporttasche und verteilten die Geiseln. Sie wurden in verschiedene Räume gesetzt, ihre Hände wurden mit Handschellen an den Wänden befestigt, bis noch zwei übrig waren, die zwei, die der Tür im Raum mit den Schließfächern am nächsten saßen. Da gingen ihnen die Handschellen aus. Der kleinere Räuber schimpfte kurz mit dem größeren, es war wohl Russisch. Dann wurde die Sache nicht mehr erwähnt. Die maskierten Männer sprachen überhaupt wenig miteinander.

Eine der beiden Geiseln ohne Handschellen war Cilla. Stattdessen bekam sie die kalte Drohung zu hören: »Move an inch and you're dead.«

Sie wusste, dass sie neun Geiseln waren. Im Raum mit den Schließfächern waren sie vier: ganz hinten ein Mann und eine Frau, die zum Bankpersonal gehörten, sie waren mit Handschellen angekettet, drei Meter voneinander entfernt; weiter vorn saß eine ältere Frau, die deutlich nach Urin roch und ununterbrochen weinte, und noch ein paar Meter näher an der massiven, aber offenen Tür saß Cilla. Sie hatte fast freie Sicht nach links in den größeren Büroraum, in dem die Räuber sich die meiste Zeit aufhielten, und weniger freie Sicht nach rechts zum Schalterraum, in dem eine junge Bankangestellte mit gefesselten Händen nahe der Eingangstür saß wie eine Art erster Schutzwall. Sie schluchzte; Cilla sah sie von hinten, halb sitzend zwischen den Glassplittern auf dem Fußboden, die Arme in einer offenbar unerträglichen Stellung schräg nach oben gedreht. Cillas medizinische Erfahrung sagte ihr, dass die Frau bald ohnmächtig werden würde.

Sie wusste nicht genau, wo sich die vier übrigen Geiseln befanden, aber sie vermutete, dass sie auf die Boxen verteilt

waren, in denen das Bankpersonal VIP-Kunden empfing. Sie sah, dass in dem größeren Büroraum keine Geiseln waren, dort saßen die Räuber und suchten in ihren Taschen. Dort wollten sie allem Anschein nach ungestört sein. Immer wieder schickte der Kleinere den Größeren auf Kontrollgänge durch die Räume. Er legte seine Maschinenpistole nicht aus der Hand.

Sie hörte, wie der Kleinere der beiden Räuber den Telefonhörer aufnahm und in gebrochenem Englisch sagte: »We are holding nine people hostages, and we have two hundred pounds of dynamex.«

Unbestimmte Zeit später klingelte eines der Telefone. Sie sah, wie die Maskierten das Telefon betrachteten. Der Kleinere schüttelte den Kopf. Der Größere nickte. Dann klingelte es in regelmäßigen Abständen. Die Räuber antworteten nicht, sie schienen auf etwas zu warten. Einmal ertönte ein Megafon von Karlavägen. Die Räuber wurden aufgefordert, sich am Telefon zu melden, und informiert, dass sie nur den Hörer abzunehmen bräuchten, wenn sie mit der Einsatzleitung der Polizei in Verbindung treten wollten.

Der Krieg im Irak hatte am selben Tag begonnen, und Cilla fragte sich, wie die schwedischen Medien ihr Interesse auf die beiden Ereignisse verteilen würden. Denn dies hier musste eine große Sache sein. Nicht dass sie Expertin für Sprengstoff war, aber »two hundred pounds of dynamex« klang nach ziemlich viel. Ein wie großer Teil von Stockholm würde zusammen mit Cilla Hjelm durch die Sprengung in die Luft fliegen?

Sie dachte an Norrmalmstorg – der Platz lag nur ein paar Minuten Fußweg entfernt. Das Drama von Norrmalmstorg war eine fünf Tage dauernde Geiselnahme in Sveriges Kreditbank zwischen dem 23. und 28. August 1973 gewesen. Damals hatte das Phänomen Stockholmsyndrom seinen Namen und seine Definition bekommen: Geiseln identifizierten sich mit ihren Kidnappern und verteidigten sie gegen

die böse Außenwelt. Sie warf einen Blick auf die beiden maskierten Räuber und dachte, dass viel passieren müsste, ehe sie anfinge, sich mit ihnen zu identifizieren.

Es kam ihr vor, als wäre jeder Körperteil eingeschlafen, und sie drehte sich ein wenig und blickte sich im Raum um. Es war, als gäbe es erst jetzt ein Vorher und ein Nachher. Zuerst sah sie zu den beiden Räufern im Büroraum, danach sah sie ihre Leidensgenossen zwischen den Bankschließfächern an. An den beiden Seitenwänden waren zwei Pakete befestigt, eines an der rechten und eines an der linken. Es waren fast durchsichtige Plastikpakete, die irgendwie oberhalb der Schließfachreihen angeklebt waren, und sie erkannte die Konturen von gelblichen Dynamitstangen.

Oder Dynamexstangen.

Die beiden gut gekleideten Bankangestellten, die an der hinteren Wand des Raums festgezurrert waren, schienen nahezu teilnahmslos – als folgten sie den Anweisungen eines Handbuchs für den Fall eines Überfalls. »Verhalten Sie sich passiv. Dann haben Sie eine Chance.«

Die Frau, die ihr am nächsten saß, war dagegen nicht im Geringsten passiv. Sie war vielleicht fünfundsiebzig, eine typische Östermalmdame mit einem einstmals glänzenden sozialen Leben, jetzt aber vom Leben allein gelassen. Wahrscheinlich mehrfache Mutter und Hausfrau, später Witwe eines Geschäftsmanns. Ohne finanzielle Probleme, aber auch ohne einen Lebenssinn. Es mochte ein Vorurteil sein, aber Cilla Hjelm sah es oft genug, um auch hier davon auszugehen. So sah ein großer Teil ihres Kundenkreises aus. Sie hatte ja inzwischen eher Kunden als Patienten.

Die Frau weinte still, und als Cilla ihren Blick festhielt, flüsterte sie: »Entschuldigen Sie.«

Cilla fühlte, wie sie die Stirn runzelte. Die Dame fuhr fort: »Ich habe mich vollgepinkelt. Entschuldigen Sie.«

»Aber mein Gott«, flüsterte Cilla zurück. »Dies ist eine Extremsituation. Ich selbst habe die Sprache verloren.«

»Ich heiße Barbro«, flüsterte die Dame. »Glauben Sie, dass wir sterben müssen?«

»Nein«, log Cilla. »Nicht, wenn wir die Ruhe bewahren.«

»Glauben Sie, dass es Al Kaida ist? Hat es mit Saddam zu tun?«

»Shut the fuck up!«

Und da war er, der Größere der beiden Maskenmnner, nur einen Meter von ihr entfernt. Sie sah zu ihm hoch und spürte, wie sein Blick, diese isolierten, schmalen grauen Augen im Schwarz der Maske, sich in sie einfra. Sie sah auf die Maschinenpistole und dachte: Schlägt er mich jetzt damit, wird mein Gesicht verunstaltet, sodass ich in der plastischen Chirurgie meine eigene Kundin werde? Sie schloss die Augen. Als sie sie wieder öffnete, war er fort.

Nach einer halben Minute kam er zurück, doch nur, um an der Tür vorbeizugehen, und vor sich her schob er einen gut gekleideten Bankangestellten in mittleren Jahren. Sie kamen in den Büroraum, sie sah sie aus dem Augenwinkel, und der kleinere Räuber sagte: »We need to get into the vault. Key, please.«

Der Bankmann stand reglos da. Als verstnde er kein Wort. Vielleicht hat auch er die Sprache verloren, dachte Cilla. Aber schließlich reichte er dem Räuber einen Schlüssel. Wahrscheinlich hatte er innerlich die Anweisungen zu Rate gezogen.

»Thank you«, sagte der Kleinere und nickte seinem Kollegen zu, der den Bankmann wieder an seinen Platz zurückbrachte.

Der Bankdirektor, dachte Cilla.

Gab es denn noch Bankdirektoren?

Der Größere kam zurück, holte bei dem Kleineren den Tresorschlssel und eine Schultertasche und kehrte mit der gefllten Tasche zurück. Die Prozedur wurde wiederholt.

Sie fllten Taschen mit Geld. Cilla dachte erneut: Ist das ein gutes oder ein schlechtes Zeichen?

Vielleicht doch ein gutes Zeichen. Vielleicht sogar ein Zeichen dafür, dass sie berleben wollen, dass sie keine Terroristen sind, keine Selbstmordattentäter, die wissen, dass sie ihre Belohnung im Jenseits erhalten. Andererseits setzte das Geld vielleicht das Leben der Geiseln aufs Spiel.

Sie suchte nach Zeichen. Es war eine Art zu berleben. Was taten die Räuber eigentlich? Welchen Zweck verfolgten sie? Warum hatten sie nicht einen ganz normalen Überfall begangen: schnell rein, schnell raus, schnell weg?

Zeit verging. Das Telefon klingelte nicht mehr. Warum nicht? Hatten die Räuber den Kontakt zur Außenwelt abgebrochen? Oder hatte die Polizei aufgehört anzurufen? Eher Letzteres – sie hatte nicht gesehen, dass die Räuber Leitungen gekappt hatten. Wenn sie sich mehr für die Arbeit ihres Exmanns interessiert hätte, dann verstnde sie jetzt vielleicht, warum das Telefon nicht mehr klingelte. Sie konnten doch nicht aufgegeben worden sein. Obwohl es sich genau so anfühlte: als wären sie allein im Universum.

Sie schielte zu Barbro hinüber, die aufgehört hatte zu weinen und in einen komaartigen Zustand eingetreten war. Vielleicht hatte sie doch nicht ganz unrecht? Vielleicht war es kein Zufall, dass dieser Einbruch am selben Tag geschah, an dem der Irakkrieg begonnen hatte? Und sie versuchte, sich ihre Reaktionen vom Morgen in Erinnerung zu rufen, als sie die Bomben hatte fallen sehen. Nicht schon wieder, war ihre erste Reaktion gewesen. Nicht noch eine Vergeltungsaktion gegen die arabische Welt für den 11. September. Nicht noch einen lkkrieg. Dann: Der Irak ist ein riesiges Land, mehr als zwanzig Millionen Menschen leiden unter der Willkür eines grauenhaften Diktators, ist es nicht gut, wenn er verschwindet? Wer bist du, um ihnen ihre Freiheit abzuspochen?

Als ob das eine Rolle spielte. Hier und jetzt. Jetzt ging es nur um eines, lebend hier herauszukommen. Als hätte der große Krieg einen kleinen Ableger in Stockholm.

Sie dachte darüber nach, wer sie war. Cilla Hjelm. Keine Staffagefigur mehr. Im Gegenteil. Im Mittelpunkt des Geschehens. Aber auch eine Frau ohne größere Interessen im Leben, ohne Visionen und Hoffnungen, erstarrt, träge.

Warum denke ich so? Warum denke ich Pauls Gedanken?

Paul. Ein Bild. Ein Gesicht.

Und warum denke ich an ihn?

Ein anderes Bild.

Ein Fenster.

Ein Fenster von außen.

Drinnen Bewegungen. Wie in einer Fruchtblase. Etwas Halbdurchsichtiges, das sich dehnt und wölbt. Etwas, was hinauswill. Ins Freie.

Warum jetzt? In dieser eigentümlichen Situation? Cilla lag auf dem Boden, die Räuber kaum zehn Meter links von ihr, schräg durch den Türspalt zum hinteren Büroraum sichtbar, und sie bewegten sich durch ihr Gesichtsfeld, herein und wieder hinaus, mit leeren Taschen nach links und mit zum Bersten gefüllten Taschen nach rechts.

Zum Bersten gefüllt? Auch wenn es ihr gelang, das aufdringliche Bild des sich wölbenden Fensters wegzuschieben, kam ihr das Wort nicht glücklich gewählt vor. Nicht jetzt, da ringsumher diese Plastikpakete an den Wänden angebracht waren. Dynamex? Was zum Teufel war Dynamex? Eine Art Dynamit vermutlich, sicher bedeutend wirksamer als gewöhnliches Dynamit. Und sie sah etwas vor sich, was sie nicht sehen sollte, das war ihr klar, sie sah ihre Überreste nach dem Knall. Sie sah ihre Gedärme, sie sah ihre Leber an der verrußten Wand kleben, und sie sah ihr zermatschtes Gesicht. Die doppelte Projektion einer Schönheitsoperation. Kürzlich war da eine Frau, die höhere Wangenknochen haben wollte. Das ganze Gesicht lag aufgeschlitzt da, ein Arzt stocherte mit einem Stemmeisen in der breiigen Masse.

Nein, nein, hör auf jetzt. Sie schloss die Augen, und das Fenster war wieder da. Es war, als wölbte es sich, um nicht

durchschaut zu werden. Sie sollte nicht sehen, was dahinter war. Oder vielleicht sollte sie gerade das. Und ihre Seele kämpfte dagegen. Weil sie nicht sterben wollte. Weil sie erkannte, dass der Anblick der Tod war. Und gerade als der Kampf sich einer Entscheidung zu nähern schien, gerade als die blanke Oberfläche sich zu glätten begann wie ein Foto des Todes, gerade da brach eine Stimme den Bann und zerstörte das Bild: »I wish to speak to the man in charge.«

Der kleinere Maskierte saß im inneren Büroraum, den Telefonhörer in der Hand und den Blick auf seine Armbanduhr gerichtet.

Und da spürte Cilla Hjelm einen heftigen Schmerz an ihrem Schenkel, ausgelöst von einer Fotografie des Todes, und er wurde zu einer Idee, die auf einmal vollkommen selbstverständlich war.

Einige Sekunden später übertönte ihr Husten ein unscheinbares Klicken.